des zweiten Paragraphen die Stellung so geändert werden, dass es heisst: . . . diesmal, dass er um neun Uhr; ‚Otto ruderte sein Bestes" endlich ist ganz undeutsch. S. 65, Mitte, lies: wenn Feuer in der Stadt ausgebrochen war; Z. 2 v. u.: Hans war einer der ersten, die in das Gebäude stürzten. S. 74, Abschnitt 4, muss es heissen seinen *Modus operandi;* 78, wenn dieses alte Haus einfiele; 107, Z. 3 v. u. (statt: Als die Küste frei ist) Als die Luft rein ist; 108, Z. 2, Kadettenkorps; Z. 2 v. u. (statt realisierte) bemerkte oder gewahrte; 117, Mitte (zweimal) statt unten zu gehen, entweder: hinunter oder nach unten; 119, Z. 2 v. u.: rief mir von den ersten Stufen noch zu (statt an).

(1) *J. W. Bruinier, Die germanische Heldensage.* (Aus Natur und Geisteswelt. 486. Bändchen.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1915. 139 Seiten. Ohlbd. 1,25 Mark.

(2) *Otto Böckel, Die deutsche Volkssage. Uebersichtlich dargestellt.* Zweite Auflage. (Dieselbe Sammlung, 262. Bändchen). Ebenda 1914, iv, 122 Seiten. Ohlbd. 1,25 Mark.

(3) *Heinrich Keck, Deutsche Heldensagen.* Zweite Auflage der Neubearbeitung von *Dr. Bruno Busse.* Erster Band: *Gudrun und Nibelungensage.* Mit vier farbigen Vollbildern von F. Poppe. Ebenda 1913. viii, 295 Seiten. Olbd. 3 Mark.

Bruiniers Büchlein, kurz vor Ausbruch des grossen Krieges entstanden und dem deutschen Heere gewidmet, bildet in einer neuen Heldenzeit unseres Volkes eine herz- und nervenstärkende Lektüre. Leicht wird diese dem Durchschnittsleser kaum werden, sie stellt ziemliche Anforderungen an die geistige Mitarbeit und macht wohl auch häufig grössere Voraussetzungen, als für ein Buch, das sich an einen weiten Leserkreis von Gebildeten wendet, angemessen scheint. Eine straffere Beschränkung auf die Hauptsagen hätte hier nicht schaden können. Dafür freilich bietet das Buch auch viel Neues und Eigenes, was im einzelnen auszuführen der Raum nicht gestattet. Unsern Widerspruch fordert der Verfasser heraus, wenn er S. 28 die Einführung Rüdegers und Volkers im zweiten Teile des Nibelungenliedes als stimmungsfremd tadelt — „ähnlich wie bei Schiller Max und Thekla, Berta und Rudenz doch recht empfindlich stören," — im Nibelungenlied scheint mir der Dichter gerade hier auf der Höhe seiner Kunst zu stehen, und den Tadel gegen Schiller kann ich ebensowenig zugeben, da die genannten Gestalten nicht nur konstruktiv, sondern auch als absichtsvolle Stimmungselemente zu eng mit dem Ganzen der beiden Dichtungen verwoben sind. Das Ende des zweiten Abschnitts auf S. 26 wird vielen Lesern unverständlich bleiben. Die Etymologien, wie S. 40, Anm. 1, sind oft gewagt. Störend wirken einige sprachliche Unebenheiten, so S. 95, Z. 3f., 97, 3, und ein paar stilistische Mängel, wie „ein todsicheres Zeugnis" S. 121 unten, und „es wird geflennt wie in Millers Siegwart" S. 132 Mitte.

Der Krieg lässt nicht nur die alte Heldenzeit wieder aufleben; er wird auch eine neue Vertiefung in das zeitigen, was uns an volkstümlichen Überlieferungen zu Erb und Eigen gehört. Für das Gebiet der Volkssage ist Böckels Büchlein (2) ein zuverlässiger Führer, um sich in dem Wirrsal der Überlieferung zurechtzufinden. Er behandelt Wesen und Entstehung der deutschen Volkssage und gibt in sorgfältiger Sichtung einen vorzüglichen Überblick über ihren Inhalt. Von dem reichen Inhalt müssen wenige Hinweise genügen: Mythische Sagen, Sagen mit geschichtlichem Hintergrund, Natursagen, Zauber- und Schatzsagen, Sage und Volkssitte, Legenden, Humor in der Volkssage, Quellen, der Wert der Volkssage für unser Volk. Da Spuren der Volkssage wegen deren unendlicher Mannigfaltigkeit uns beim Lesen deutscher Bücher auf Schritt und Tritt begegnen, so sei das Werkchen warm empfohlen. Interessant wird sein, was der Verfasser in der bald zu erwartenden Neuauflage über die Entstehung neuer Volkssagen während des Krieges zu sagen haben wird; denn wie quellfrisch es da sprudelt, ist selbst für den eine Überraschung, der die geheimen Kräfte neuer Sagenbildungen im Alltagsleben immer wieder sich auswirken sieht.

In Keck-Busses Werk habe ich den weitaus umfänglicheren zweiten Teil gelesen, der die Nibelungen behandelt. Dem Empfinden des deutschen Altertumsforschers entspricht diese Erneuerung des dichterisch verklärten Sagengutes unserer Vorzeit nicht; aber für solche ist das Buch auch nicht geschaffen. Der Zweck des Werkes wird erreicht sein, wenn es den Leser für die Heldensage erwärmt, und vielleicht wird doch der eine oder der andere nach der Lektüre der Bearbeitung

die Lust verspüren, an der Quelle selbst zu schlürfen. Es muss zugegeben werden, dass der Verfasser, bezw. der Neubearbeiter — ich kenne die ersten Auflagen des Buches nicht aus eigener Anschauung — manche Lücke der Vorlage gut ausfüllt und manche Unklarheit geschickt ebnet und glättet, und das ist ein unleugbarer Vorzug. Daneben aber findet sich vieles, was dem Geiste der Dichtung und der Zeit, die sie gebar, stark widerspricht. Hierher rechne ich vor allem die sentimentale Naturbetrachtung. Romanhaft im bösen Sinne sind auch Reden wie Giselhers Schilderung von Rüdeger S. 181 und Rüdegers Worte betreffs Dietlinds Verlobung S. 226. Eine Nachahmung der zierlichen Rede der Ritterzeit wäre für den modernen Leser sicherlich ebenso unerträglich wie die Beibehaltung des langwierigen spanischen Hofzeremoniells bei einer Aufführung von Schillers Don Carlos für den Zuschauer; allein wie richtige Salonromanfiguren dürfen die Nibelungen und ihre Gegner noch weniger reden. Den Geist des Heldenzeitalters und die Form der Ritterzeit harmonisch zu vereinen ist allerdings eine Riesenaufgabe. Mitunter stört auch ein zu treues Festhalten an der mittelalterlichen Redeweise, so wenn S. 290 „Waffen!" im Sinne von Entsetzen steht. Sehr merkwürdig berührt es, wenn Volker vor Siegfrieds Ankunft am Hofe zu Worms von diesem singt und besonders wenn er S. 100 Gunthers Tadel folgendermassen pariert: „Wie wollt Ihr dazu das Leben eines Mannes, der noch lebt, in ein abgeschlossenes Gedicht bringen?" — wohl die ärgste Stillosigkeit, die in dem Buche zu finden ist. — In der Anmerkung auf S. 81 muss es Dankrat statt Dankwart heissen. Das Bild von Siegfrieds Ermordung stimmt weder zu der Vorlage noch zu dem hier gegebenen Texte; Siegfried muss in voller Jagdkleidung erscheinen, nur Hagen und Gunther haben das Obergewand abgelegt; auch sieht der grimme Hagen hier viel zu gemütlich aus.

Johann Adolf Herzog, Poetik. Leipzig, G. Freitag, 1914. 108 Seiten. Olbd. 1,50 Mark.

Dieses Buch nahm ich mit einem Gefühl starken Misstrauens zur Hand, da ich darin eine jener vielen Poetiken zu finden fürchtete, die die Werke der Dichtkunst mit dem Ellenmass oder nach Hebbels kräftigem Wort den Adlerflug nach Hühnerschritten auszumessen trachten, und ich erlebte eine sehr angenehme Enttäuschung, da wir es hier wirklich mit einem trefflichen Hilfsmittel für den Lehrer zu tun haben. Wer sich die Ausführungen des Verfassers zu eigen macht, kann bei der Behandlung eines Werkes der Dichtkunst im Unterricht nur Segen verspüren. Namentlich aber wird er sich vor dem geistigen Hochmut zu wahren wissen, der den Schöpfer eines Kunstwerkes meistern zu dürfen glaubt und Neues ohne weiteres verwerfen zu müssen vermeint. Es ist schade, dass der Verfasser sich den Umfang seines Buches so eng absteckte, denn manches hätte durch ausführlichere Darstellung gewonnen. Von dem Neuen, das er bringt, halte ich besonders seine Erklärung der Aristotelischen Katharsis für bedeutsam und einleuchtend. Indem er den Ausdruck aus den engen Grenzen der Tragödie heraushebt und Katharsis allgemeiner als die Herstellung reiner Stimmungen durch die Kunst definiert, die sich zu den gemeinen Stimmungen ähnlich verhalten wie der musikalische Ton zum gewöhnlichen, gewinnt der dunkle und vielumstrittene Ausdruck des Aristoteles auf einmal eine überraschende Fülle von Licht. Man wird sich mit dieser neuen Erklärung zum mindesten auseinandersetzen müssen; daran vorbei kann man nicht mehr.—Seine Beispiele wählt der Verfasser mit Geschick aus den deutschen Klassikern und neueren Dichtern; daneben kommen auch die grossen Dichter der Weltliteratur zu ihrem Recht. Einige Kenntnis der klassischen Sprachen wird vorausgesetzt. Auf S. 50 findet sich am Ende des zweiten Abschnitts ein spezifisch schweizerischer Ausdruck: indem er einem Zweifel . . . . ruft=einen Z. hervorruft. S. 105 ist der Ausgang des Tasso als glücklich angenommen, was zwar die meisten Bühnenkünstler, von den Forschern aber sicherlich nicht viele unterschreiben werden.

Georg Finsler, Die Homerische Dichtung. (Aus Natur und Geisteswelt. 496. Bändchen.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1915. 113 Seiten. Ohlbd. 1,25 Mark.

Der im Februar 1915 verstorbene Verfasser, Gymnasialrektor in Bern, hat sich durch ein zweibändiges Werk über Homer in der Forschung über die epische Dichtung der Griechen ein bleibendes Denkmal errichtet. Das vorliegende Werkchen ist zum grossen Teile eine Umarbeitung des dritten